

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Feinere Unterschiede

(K. Heiligenstadt)



„Du sagst also, er weiß nicht, wie man richtig küßt?“

„Oh nein, ich sagte, er wußte es nicht“

Otto geht mit ihr zum ersten Male aus

Heute wollen wir mal Otto begleiten, aber er darf das in diesem Fall durchaus nicht wissen, wir sind also nur im Geist und in der Wahrheit bei ihm. Von Otto ist zu sagen, daß er einer von diesen Herren in grauen Flanelhosen und bräunlicher Golfjacke ist, die an allen Wegen und Stegen wuchern, die über Länder und Meere gestreut sind wie der Schnittlauch auf das Käsebrod, wie die Sterne auf das Firmament, wie der Sand ans Meer. Sie würden ihn unter Tausenden nicht herauskennen. Nehmt alles nur in allem, er ist ein junger Mann.

Otto ist heute nicht allein, er hat sich mit Fräulein Rosemarie Wandschiagl getroffen. Sie werden sogleich bemerken, daß er Fräulein Rosemarie Wandschiagl noch nicht lange kennt; denn er setzt sich mit ihr in die vorderste Reihe der Terrasse des Gartenlokals, dort wo die Lämpchen mit den roten und gelben Schirmchen stehen, die im Volksmunde Neplämpchen heißen, woraus wieder einmal ersichtlich wird, daß der Volksmund bisweilen ein böses Maul hat; denn es ist keineswegs immer so. Also da sitzt Otto und Rosemarie, und sie ge-

nüßen vorläufig nur die laue Luft des Sommerabends, die selbst an diesem Ort sehr preiswert ist und nicht extra berechnet wird.

Die Tische auf der Terrasse, wie fast auf allen Terrassen der ganzen Welt, hat die Vorsehung, die sich in diesem Falle des Wirtsgewerbes als ausführenden Werkzeugs bedient, für die Liebespaare bestimmt. Die fliegen nämlich auf solche Lämpchen wie Nachschmetterlinge auf Lichter jeder Art.

Otto und Fräulein Wandschiagl haben nicht lange Gelegenheit, sich nur der im Preise inbegriffenen Abendluft zu erfreuen; denn ein gutgeschulter und strenger Kellner legt ihnen Speise- und Getränkekarte vor. Otto ist sonst gewohnt, sich mit Behagen sein Essen auszusuchen. Heute gibt's Wichtigeres zu tun, als in den Niederungen der Materie zu waten. Vor allen Dingen muß er ja zuerst für Fräulein Rosemarie sorgen, ihr behilflich sein bei der Wahl. Das Beste sucht er auf der Karte, womit er seine Liebe schmückt. Wir können wetten, er empfiehlt Fräulein Wandschiagl Hummermayonnaise. Hummermayonnaise ist nicht billig, aber sehr dekorativ. Auch die Hummer-

mayonnaise hat die Vorsehung für den weiblichen Teil von Liebespaaren bestimmt. Was dann folgt, ist belanglos, aber zum Schluß gibt's noch eine Nachspeise mit womöglich ausländischem Titel, auch nicht eine von den billigsten natürlich, aber Geld spielt ja heute keine Rolle bei Otto. Heut gibt's nur Repräsentationspflichten, im Anfang heiß's Gas geben, reichlich spenden, Fülle markieren oder zum mindesten Verachtung zeigen für solche Kleinigkeiten wie schönes Geld.

Außerdem muß Otto dauernd die Unterhaltung führen, immer neckisch sein und leicht gemischt mit Geistreich und Welterfahrung, scheckreich viel Welterfahrung eines Mannes, der sich auf allen Terrassen der ganzen Welt auskennt. Gut ist's, wenn er plötzlich und vollkommen unvermutet einwerfen kann, das oder jenes erinnere ihn an Kapstadt und Montevideo. Vorsichtig, lieber Otto! Wenn ihr euch mal richtig näher kennen werdet, wird Rosemarie, falls sie nicht sehr erfahren ist und von vornherein gemerkt hat, daß solches nur zur Belegung des Gesprächs geschah, auf Kapstadt und Montevideo zurückkommen. Also, bitte, die Hintergründe sachter anlegen und nur in unbestimmten Farben.

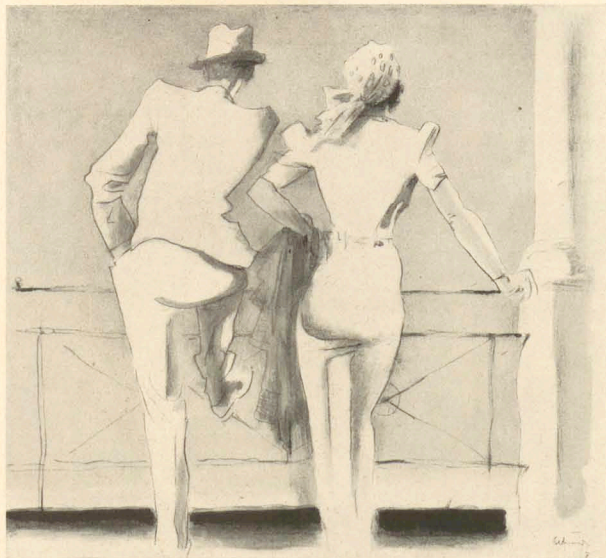
Unser Otto ist ganz bei der Sache, vielmehr ganz bei Rosemarie, so sehr ist er dabei, daß er sogar Erdbeerwaise trinkt, was er sonst strikt ablehnen würde, aber der Kellner, der alte Fachmann, hat sie als Kenner der Riten solcher ersten Ausgänge als das einzig Richtige bezeichnet. Ein Glas Bier wäre Otto lieber gewesen.

Inzwischen schwimmt Rosemarie im kleinen Glück und in Speisen zu zweimarkfünftig. Wenn sie schon Kenntnisse besitzt, weiß sie, daß die Tage der Hummermayonnaise gezählt sind und daß fast jede Liebe mit einem kleinen Hellen endet. Ach, nur in der Literatur gibt's Abschiedsouppers.

Wir wollen die Liebenden nun jetzt allein lassen; denn es verläuft alles ganz normal. Das kann man schon daraus erkennen, daß Otto die Notierungen des Kellners nicht nachzählt und zu dem hinzugerechneten Trinkgeld noch ein weiteres fügt. Auch Otto merkt dieses plötzlich, aber welcher junge Mann würde es wagen, ein Trinkgeld, das er in Gegenwart einer Dame, mit der er zum erstenmal ausgeht, versehenlich gegeben hat, zurückzufordern. Nein, so heldenhafte starke Naturen gibt es nicht. Foitzick

Der stille Winkel

(P. Scheurich)



„Herrlich, diese Einsamkeit hier!“ — „Ganz schön, aber mehr Betrieb müßte da sein!“

Lieber Simplicissimus

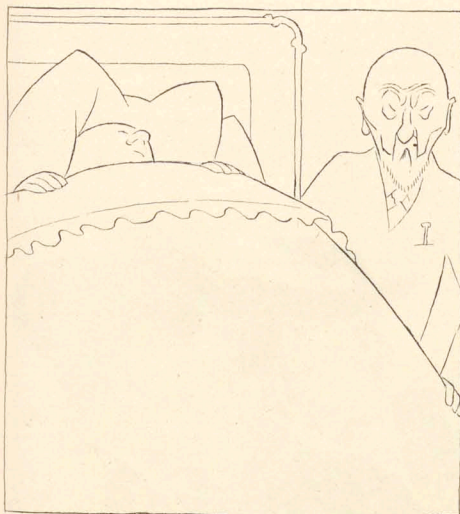
Eine überaus produktive Romanschriftstellerin wurde von einem Verehrer gefragt, wie das denn nun eigentlich sei bei ihr mit der Inspiration, und ob sie sich da nicht mitunter doch auch ein bißchen hart tue. „Keine Rede davon!“ tröstete sie den Besorgten. „Ich brauche mich bloß an meinen Schreibtisch zu setzen, und schon läuft's nur grad so weg von mir.“

*

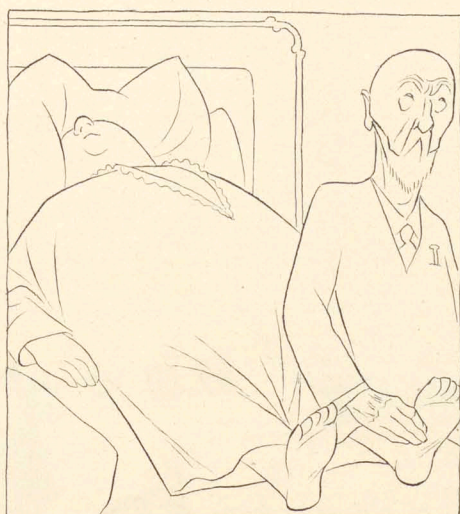
Der Kopenhagener Korrespondent einer großen deutschen Zeitung war ein reizender und sonst recht brauchbarer Mensch; nur interessierte er sich leider ganz erheblich mehr für die guten Frühstücke und andre Annehmlichkeiten dortzuland als für seine beruflichen Pflichten, die er in tadelnswerter Weise vernachlässigte. Mehrfache sanfte Ermahnungen blieben ohne Erfolg. Der stellte sich erst ein, nachdem ihm der Hauptschriftleiter eine hübsche kleine Ansichtskarte geschickt hatte, auf der nur die lapidaren Worte standen: „Lieber Herr X., etwas ist faul im Staate Dänemark — nämlich Sie!“

Der Doktor hat seine Brille vergessen

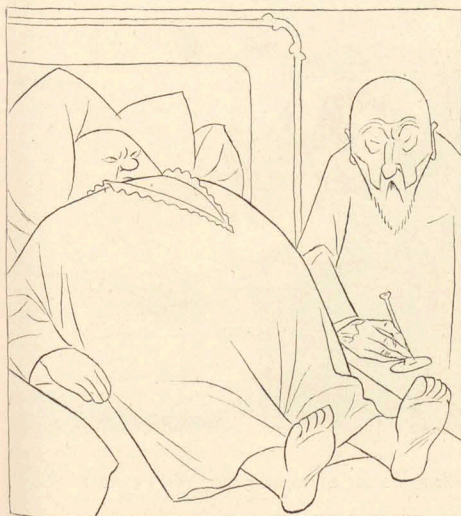
(K. Arnold)



„Nehmen Sie mal die Decke weg, Herr Geheimrat, woll'n seh'n, wo es fehlt.“



Mh — — — der Puls ist ja nicht gerade anormal.“



Nun legen Sie sich, bitte, auf die Seite, Herr Geheimrat. Wollen mal die Lunge hören.“



Sooo — — — nun sagen Sie mal ‚A‘, Herr Geheimrat!“

Der indische Fluggast

(E. Thöny)



„Oh Bluatsa, müaß'n s' den auf'n Schädel g'haut ham, weil er an so an groß'n Verband hat!“

Die alten Rettichpflanzer

Von

Rudolf Schneider-Schelde

„Was essen Sie da?“ fragte der Mann in dem Biergarten, wo ich mich niedergelassen hatte, um einen Rettich zu essen. Er saß an meinem Tisch und sah mir zu, wie ich aussackte, und sah neugierig meinen Rettich an.

„Einen Rettich“, sagte ich.
„Nein“, sagte er, „ein Rettich ist das nicht.“
„Wieso?“ fragte ich, „wieso ist das kein Rettich; es ist doch einer und zwar ein sehr schöner.“
„Nein“, sagte er lächelnd, „Rettiche kenne ich. Ich pflanze selbst Rettiche. Ein Rettich ist das nicht.“

„Entschuldigen Sie“, sagte ich, „ich weiß nicht, was Sie pflanzen, aber ich weiß, daß das hier ein Rettich ist, und wenn das, was Sie pflanzen, nicht so aussieht, wie das hier, dann sind es jedenfalls keine Rettiche.“

„Sie täuschen sich“, sagte der Mann, „ich pflanze seit Jahren Rettiche, obwohl ich kein Gärtner bin, aber ich habe einen Garten, und da pflanze ich seit Jahren Rettiche. Rettiche sehen anders aus, ganz anders als Sie, was Sie hier hoffentlich ohne Beschädigung Ihrer Gesundheit verzehren wollen.“

„Wie sehen Rettiche denn aus?“ fragte ich humorvoll.
„Ich sehe, Sie essen dieses Zeug da auf Rettichart“, sagte der Mann, der mir aufmerksam zusah, als ich den Rettich sorgfältig einschnitt und salzte, „aber ein Rettich ist es trotzdem nicht.“

„Wollen Sie mal versuchen?“ fragte ich, als ich fertig war und der Rettich genügend gezogen hatte.

„Nein, danke“, sagte der Mann, „ich werde nachher einen Rettich essen, den mir meine Frau aus meinem Garten mitbringt, ich möchte lieber nicht versuchen. Sie werden, wenn Sie dann noch da sind, sehen können, wie ein Rettich aussieht.“

„Da bin ich neugierig“, sagte ich.
„Schmeckt es Ihnen?“ fragte der Mann.
„Ausgezeichnet“, sagte ich.
„Dann ist es ja gut“, sagte er, „aber ein Rettich ist es nicht. Es wird wohl irgendeine Rübe sein, vielleicht eine Zuckerrübe.“

„Lieber Herr“, sagte ich so sanft wie möglich, „beruhigen Sie sich: es ist ein Rettich.“
„Es ist wohl das erstmal, daß Sie so etwas essen?“ fragte er nach einer Weile.

„Nein“, sagte ich, „ich esse Rettiche seit vielen Jahren, seit meiner Kindheit sozusagen, ich habe schon Hunderte oder Tausende von Rettichen verspist und —“

„Wo haben Sie die Rübe denn her?“ unterbrach er mich.

„Herr“, sagte ich, „es ist keine Rübe. Es ist ein Rettich. Ich habe ihn in einem Laden gekauft.“
„Haben Sie einen Rettich verlangt?“ fragte er.
„Allerdings. Das heißt, verborsterte ich mich, vor dem Laden stand ein ganzer Korb voll Rettichen, und da habe ich mir diesen ausgewählt, weil er besonders schön war, ihn aus dem Korb genommen und gefragt, was er kostete.“

„Haben Sie gefragt: „Was kostet dieser Rettich?“
„Ich habe nicht mit Worten gefragt“, sagte ich. „Ich hielt den Rettich hoch, und da nannte die Verkäuferin den Preis.“

Er nickte, dann sagte er: „Sie haben also weder einen Rettich verlangt, noch gefragt: was kostet dieser Rettich. — Woher wollen Sie dann eigentlich wissen, daß das, was Sie gekauft haben, ein Rettich ist?“

„Aber lieber Herr“, sagte ich, „ich kenne doch Rettiche. Jedes Kind wird Ihnen sagen können, daß das hier ein Rettich ist.“

„Nun“, sagte er, „ich sage Ihnen, daß es keiner

ist, und ich bin ein alter Rettichpflanzer. Ich bin Fachmann sozusagen, wenn ich auch kein Rettichgärtner bin.“

„Aber was ist es denn dann?“ fragte ich verzweifelt. Der Kopf fing nachgerade an, mir meinen Rettich zu verleiden.

„Ich weiß es nicht“, sagte er. „Ein Erdgewächs scheint es zu sein. Ich bin sehr vorsichtig im Urteil und äußere mich nur dort, wo ich Zweifel ausgeschlossen ist. Infolgedessen kann ich Ihnen nicht sagen, was es ist, ich kann Ihnen nur sagen, was es nicht ist, nämlich: ein Rettich ist es nicht. Vielleicht ist es die Wurzel irgendeines Nachtschattengewächses.“

„Bitte?“ sagte ich. Er hatte mir jetzt wahrhaftig die Freude verdorben. Ich saß da und hatte fast den ganzen Rettich gegessen, und jetzt schmeckte er mir nicht mehr. Als ein Mädchen vorbeiging, das die leeren Teller abräumte, gab ich ihr meinen Teller mit dem Rest meines Rettichs mit.

Ich dachte verdrossen an Nachtschattengewächse. Ohne mir helfen zu können, dachte ich plötzlich an Nachtschattengewächse in meinem Magen. Es war blödsinnig, aber ich fing auf einmal zu überlegen an, ob es möglich sein konnte, daß ich etwas anderes gekauft und gegessen hatte als einen Rettich.

Dann kam die Frau des Mannes und brachte eine Einkaufstasche mit, aus der sie allerhand hervorholte. Brot, ein Stück Wurst, Käse und etwas eingewickeltes in der Größe einer Kinderfaust, ich vermutete, daß es der Rettich war. Ich war sehr

neugierig auf den Rettich. Der Mann fing an, ihn auszuwickeln und zeigte ihm mir. Es war eine rote Rübe.

„Hier sehen Sie einen Rettich“, sagte er.
„Es ist eine rote Rübe“, sagte ich lachend.

„Bitte?“ sagte er. „Natürlich ist ein Rettich rot, wie schon der Name sagt; jeder Rettich ist rot, ursprünglich hieß das Wort rötlich, der Röttliche.“ Ich lachte.

„Der Herr hier“, sagte der Mann zu seiner Frau, „verzehrte etwas, das er für einen Rettich hielt. Ich sagte ihm, du würdest einen aus unserem Garten mitbringen.“

„Wir sind alte Rettichpflanzer“, sagte die Frau. „Jedenfalls ist das hier eine rote Rübe“, sagte ich, „auch rote Beete genannt.“ Ich lachte immer noch.

„Wir ziehen die Samen selbst“, sagte der Mann und fing an, die rote Rübe einzuschneiden, wie man einen Rettich einschneidet, und fing sie zu salzen an. „Vor Jahren haben wir durch gute Freunde, die auch ihre Rettiche selbst zogen, die ersten Samen erhalten; es ist eine besonders feine Sorte.“

„Aber das kann man doch ungekocht nicht essen“, sagte ich lachend.

„Rettiche lassen sich nicht kochen“, sagte die Frau. „Dieses Jahr“, sagte der Mann, „sind sie besonders schön und haben einen besonders feinen Geschmack.“ — Er drückte mit dem Finger die rote Rübe zusammen, so daß ein rötlicher Saft herauslief und nahm vorsichtig eine Scheibe und steckte sie in den Mund. Auch die Frau nahm eine Scheibe und steckte sie in den Mund. Beide kauten.

„Er schmeckt sehr würzig“, sagte der Mann, „wollen Sie nicht versuchen?“

Ich bedankte mich. Ich sah ihnen zu, wie sie kauten. Sie aßen die ganze rote Rübe auf, und sie war noch nicht einmal gekocht. Ich versuchte, ihnen noch ein paar mal klarzumachen, daß es eine rote Rübe war, aber es war nichts zu machen. Sie waren zwei alte Rettichpflanzer...

Kleine Anweisung zum Verfassen von „Shantys“

Von Wilhelm Hammond-Norden

Wer einen Shanty zu schreiben hat, braucht erstens eine Hafenstadt, das Dussel. Was Englisches macht sich immer sehr nett, Southampton, Sidney, Watercloset, dazu eine See, welche brüllt, und schon ist Vers eins gefällt. Und der Refrain, das ist ja klar, spielt nachts gegen vier in der Hafenbar, bei Nelly.

Sie kann auch heißen anderswie, doch sie hat sex appeal'sche Knie, die Nelly. Und ganz zum Schluß (das ist nicht neu, jedoch Gesetz) — da heißt es: Ahoi!

In zweiten Vers kommt der Humor in Form von drei kessen Matrosen vor, da Käffer.

Sie sind nicht gebildet, sie sind nicht fromm, sie heißen Jimm und Bill und Tom. Und spucken können die drei, man wird direkt neidisch dabei.

Jimm, Bill und Tom, das ist ja klar, gehn nachts gegen vier in die Hafenbar, zu Nelly.

Was andres tun Matrosen nie, sie lagern sich rund um das rundliche Knie von Nelly.

Und Nelly liebt alle, sie ist ja so treu. Da sehn wir uns also beim zweiten Ahoi!

Im dritten Vers wird's sentimental, eintrifft das Schicksal, hart wie Stahl, du Affe.

Jimm ist nun tot, ist elend verreckt, und kein Asa weiß, wo Billy steckt. Der Tom steht nun völlig allein im lyrischen Mondenschein.

Und dennoch geht er, das ist wohl klar des nachts gegen vier in die Hafenbar zu Nelly.

Ach Nelly, ich bin nun alleine bei dir, wie schaff' ich es nur, wie helfe ich mir? — Sie tröstete ihn und meinte, es sei doch einer besser als keiner.

Ahoi!

Nun könnte der Shanty zu Ende sein, Doch ist er es wirklich? Du siehst es ja: nein! Du Rindvieh.

Die Zeitungen zahlen doch allemal Gereimtes nur nach der Zeilenzahl. Am Gelde hängen wir sehr, drum folgt noch ein Vers hinterher. Der Tom und die Nelly, das ist ja mal klar, bekamen drei Jungs in der Hafenbar.

Bravo, Nelly!

Die Jungs heißen Tom und Jimm und Bill und machen ein großerisches Gebrüll. Arme Nelly!

Und wenn sie groß sind, dann fahren die drei zur See. Und rufen nichts als: Ahoi!

Von German Gerhold



„Tja, wenn man jeden Abend tanzen geht, zertreten einem die Herren die Schuhe!“ — „Nee, Meister, aber wenn man jeden Tag Straßenbahn fährt!“

Lembke ist zwanzig Jahre alt.
 „Sie werden wohl davon gehört haben“, sagt der Chefredakteur zu ihm, „daß Brasch dieses Jahr ein Jubiläum feiert...“
 „Brasch —?“ Vor lauter Eifer begriff Lembke nichts.
 Der Chefredakteur sieht fragend auf. „Eduard Brasch. Der Gründer der Firma Eduard Brasch.“
 „Ach so, ja natürlich!“ hastet Lembke und möchte sich vor die Stirn schlagen. „Fünfzigjähriges Geschäftsjubiläum, soviel ich weiß. Wir müssen zu dem Tag was Passendes in den Spalten haben, und ich meine, Sie könnten sich da sozusagen die Sporen verdienen. Ich denke an eine hübsche Zusammenstellung, eine Art Tatsachenbericht, 'n paar Interviews eingeflochten; Wie sie wurden! Nämlich die großen und größeren Unternehmen unserer Stadt, unserer Gegend...“ Er lehnte sich zurück und sah auf. „Können Sie das?“ Lembke nickte, bereits zappelnd vor Startfieber.
 Der Chefredakteur blickte ihm nach. Wie der Junge nun losflürmen wird. Zwanzig Jahre —! Sieben Jahre behütete Kindheit in einem Witwenhause, dreizehn Jahre in den Hürden diverser Schulen, deren Krippen Idealtät und Gläubigkeiten aller Art verflüchten... Und nun zum Loslassen dieser gegebenen Na, schlimmenfalls was da der Papierkorb.
 Die Gediegenheit der Büropaläste strömte über alle Sinne in Lembkes Seele hinein, erfüllte ihn mit Ehrfurcht vor den Gewalten, die hinter allem stehen mußten, und weckten erhabend eine Erkenntnis, was er selbst für ein Kaff war, daß er hier über teppichbelegte Korridore in die heiligen Direktionsbezirke schreiten durfte.
 Er wunderte sich in eine tief befriedigende Genugtuung hinein darüber, daß hinter hochtönenden Titeln wie „Propagandaleiter“ auch nur ein spießbürgerlicher Mann, ein smarter Junge, oder sonst ein richtiggehender Mensch steckte, der in jedem Falle mit guten Zigarren, gemäßigten Scherzen und geradezu schrankenlosen Auskünften entgegenkam.
 Aus allem Gehörten, Gesehenen und Gelesenen aber wuchsen die Bilder der eigentlichen Machthaber ins Gigantische. Sie hielten sich wohlverschämt hinter Postertüren, aber mit größter Offenheit ließen sie mündlich und in Broschüren ihre Geschichte berichten, wie sie aus dem Nichts, durch Fleiß, Energie, Klugheit und alle menschliche Tugend sich hinaufgearbeitet hatten.
 Ein Olymp mächtiger Gestalten entstand um Lembke, während er zu nächstlicher Stunde in genialem Telegrammstil die aufblühende Wucht der Geschehnisse schilderte, aus welchen die großen Firmen hervorgingen. Die Krönung des Ganzen aber sollten nun einige Interviews mit den Gründern solcher Firmen bilden.

Deine Wahl nur **10 15 20 \$**
Sonnal NICIPLATA
 Nachen verpackt daher **Post geschickt!**
 unser Schläger **53**
 CARBONISERUNG
 6,10 mm

42 Pfd. Gewichtsabnahme
 ohne Diät in kurzer Zeit!
 Näheres Preis Karte Naht, Bremen M.K.T.

Gratis
 Led den Stimpf für dich
 versch.
 Dann, wer leucht, der
 will nicht stehen,
 Und er wird aus
 genau Leder
 Auch dem Leib was
 Gutes gebet!



Potential-Tabletten f. Männer
 erneuern Ihre Jugendkraft. Ersatz. Hormonpräparat geg. Mäuserschwäche, Neurassthenie usw. Lieferung durch Versand-Apoth. Nachr. 1007 Bbl. 4,50/50 Pks. K. Rix & Co., Jena-Unterberg 110

Jugend und Kraft
 kehren zurück durch **Saturin-Tabletten**
 Kuranstörungen, nervöse Ermüdung, inn. Unreinheit wird, beseitigt. Zu haben in der Apotheke. Aust. Kartell, durch Akt.-Ges. Hermann, Düsseldorf-Graben 110

Baden — eine Lust
 aber nur mit **Ohropax**-Badeöle.
 Sie verhindert das Eindringen von Wasser ins Ohr und gibt größere Sicherheit beim Schwimmen. Schachtel mit 6 Paar Hügeln, gratis Büchchenchen RM 0,50, überall erhältlich. Max. Niegwer, Apotheker, Potsdam 79

Kampf um den Himalaja
 Von Paul Bauer

Zum Himalaja-Jahr 1937 die eben erschienene Neuausgabe von Paul Bauers berühmtem, mit der goldenen olympischen Medaille ausgezeichnetem Werk über seine zwei Großgriffe auf den Kantsch, den zweitnächsten Berg der Welt! Reclams Universum urteilt: „Das Buch ist ein Geschenk an unsere Nation. Geschrieben ist es meisterhaft. Ein Buch von wahren Helden, die den Kampf lieben, aber nicht wissen von Ruhm!“ Und der Völkische Beobachter schreibt: „Eine Kulturart allerersten Ranges, die Zeugnis ablegt vom deutschen Geist des Eroberns und des Überwindens.“ — 200 Seiten und 83 Bilder auf Tafeln. In Leinen RM. 4.80. In allen Buchhandlungen erhältlich. Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München

Lest den **Kanu-Sport**
Faltboot-Sport

Die Zeitschrift des Wassersportlers!

Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H. München

Die delikate Frage

Der Finsterwalder Bauer zählte seit kurzem zu meinen Mandanten, und ich war sehr erfreut darüber; denn er war einer von den Schwersten. Seine Frau hatte auf Scheidung gegen ihn geklagt, wegen Ehebruchs mit der Nandl. Die Nandl hatte man nicht mehr als Zeugen hören können, sie war gestorben, ganz kurz vor dem Vernehmungstermin; von der Tenne gestürzt. So etwas kommt vor im bäuerlichen Leben. Der Finsterwalder war ganz unschuldig daran, war in der Stadt gewesen am selbigen Tag, wo sie das Heu eingefahren hatten

und der Nandl der Fehltritt passiert war. Den auf der Tenne meine ich. Der Bauer hatte Widerklage erhoben gegen die Bäuerin, und ihr ließ sich allerlei nachweisen, was mit einem streng ehelichen Leben nicht gut vereinbar ist. Seine Sache stand also nicht schlecht. Der letzte Termin war herangekommen, und ich hatte meinen Mandanten noch einmal genau instruiert, bei der Wahrheit zu bleiben. „Woll, woll, Herr Doktor! Ich hab immer die Wahrheit gesagt. Ich hab nie nix gehabt mit der Nandl.“ Und dabei blieb er auch vor den Richtern. Die aber hatten so ihre Verdächtige, die sich auf allerhand Redereien im Dorfe stützten, ohne daß jemand gerade etwas Bestimmtes sagen konnte. Aber der alte Präsident am Landgericht in Fied-

hausen, der der Zivilkammer vorsah, war kein heuriger Hase. — „Da gehen Sie einmal her zu uns, Finsterwalder“, sagte er im wohlwollendsten und väterlichsten Tone zu meinem Schützling. „Ihre Ehe wird ja wohl geschieden werden, ich muß nur noch ein paar formelle Fragen an Sie richten, weil das Gesetz es halt so vorschreibt. Wann haben S' denn geheiratet?“ — „Am 10. Oktober 1912.“ — „Und wo?“ — „In Mindelberg.“ — „Wieviele Kinder?“ — „Drei.“ — „Und wann war der letzte intime Verkehr?“ — Da kratzte sich der Bauer am Kopf und sprach verlegen: „Mit welcher moanen S' jetzt, Herr Präsident?“ — Der Gerichtschreiber lachte laut und ungehörlich, und mein Prozeß war verloren. U. Sch.

Sachverständig

(R. Kriesch)



„Was wohl so ein schwerseidenes Hemd kostet?“ — „Wieso, was kostet? . . . Wem kostet? . . .“

Der Jäger

(Wilhelm Schütz)



„Ging früh ein Mägdlein durch den Tann,
Kam da ein junger Jägersmann,
Erzählte ihr von Wolf und Bär,
Von Räubern die da kommen her,
So daß ihr könnt ein Leid geschehn,
Wenn er nicht würde mit ihr gehn.“

Das Mädchen lacht ihm ins Gesicht:
„Was du da sagst, das glaub ich nicht,
Ich geh viel sicherer allein,
Mag manchmal auch ein Fäher schrein,
Kein Räuber kommt, kein Ungetier,
Und hab ich Angst, ist es vor dir!“

Wer weiß, was unterm grünen Hut
An meiner Seit dir steigt zu Mut?
Und dein Geleit, das kenn ich schon,
Auch was dafür du willst zum Lohn!
Sollt mich das auch ein Stündlein freu'n,
Tät's hinterdrein mich doch gereu'n.“

Wilhelm Schütz

Von

Riccobaldi del Bava

„Es war mein ganzes Erspartes!“ sagte Professor Epifanio Scartabella (zu deutsch Epiphanius Burcherwurm), und lief arglos im Zimmer auf und ab. „Es war der Fonds für die Sommerreise! Das Geld für unsere Garderobe! Die Mittel! Das Theaterabonnement! Alles war berechnelt! Bis auf den letzten Pfennig! Dreitausend Lire! Das ist doch keine Kleinigkeit!...“

Coralla, seine Frau, zuckte mitteilend die Achseln. Sie versuchte, ihn zu trösten. Aber Epifanio wollte nichts davon wissen.

„Ich hatte die Mappe ganz fest unter dem Arm geklemmt“, wiederholte er zum dreilundzwanzigsten Male, „unter den linken Arm, ganz fest, und bin lediglich von unserem Haus bis zur Tram gegangen. Ich habe mich ins Innere des Wagens gesetzt und die Zeitung gelesen. An der Universität bin ich ausgestiegen, und in der Wandelhalle merkte ich, daß ich meine Mappe nicht mehr hatte.“ „Du hättest sogleich das Depot der Straßenbahn antelephonieren sollen.“

„Das habe ich ja aber es ist nichts abgeerbt worden. Wer gibt heutzutage dreitausend Lire ab! Und doch... Ich zum Beispiel tat es.“ „Ja, und es sind aber nicht alle so dumm. Und nun wartest du darauf, daß dir dreitausend Lire vom Himmel kommen?“

Epifanio hielt in seinem Spaziergang inne. „Ja, was soll ich denn tun, als abwarten?“ Und als könnte sie ihm Rat geben, blinkte er erwartungsvoll das Dienstmädchen an, das im Türflur erschien. Das Mädchen meldete aber nur: „Ein Herr möchte den Herrn Professor persönlich sprechen.“

„Das fehlte gerade noch!“, grollte Epifanio, „daß jetzt noch jemand zu mir kommt! Wer ist es denn? Wie heißt er?“ „Das hat er nicht gesagt!“, antwortete das Dienstmädchen in tiefer Unschuld. „Aber es ist ein feiner Herr! Einen langen Mantel hat er an, und unter dem Arm eine schöne Mappe...“

Nach ehe sie diese Worte zu Ende sprechen konnte, stürmten Frau Coralla und der Professor an ihr vorbei zur Korridortür.

„Bitte, treten Sie ein! Treten Sie näher! Bitte schön! Bitte hier! Diese Tür, wenn ich bitten darf!“ Der vornehme Fremde brachte tatsächlich die Mappe mit den dreitausend Lire. Er lächelte edel und sagte:

„Ich fand sie in der Tram. Sie stand unter einem Sitz. Und da die darin enthaltenen Papiere den Besizer nannten, habe ich mir erlaubt...“ Epifanio und Coralla nahmen ihm unter entzücktem „Ah!“ und „Oh!“ die Tasche ab, und Epifanio bat sie, bitte, sagen Sie uns doch, womit wir uns Ihnen erkenntlich zeigen können! Wir sind Ihnen ja so unendlich verpflichtet...“

Aber der Unbekannte wehrte ab. „Oh, ich habe nichts getan, als was meine Pflicht war. Das hätte doch jeder anständige Mensch getan.“ Und dann stellte er sich vor: „Rutilio Benavente, Ingenieur.“

Welch herrlicher Name, dachte Coralla, sicherlich stammt seine Familie aus Spanien. Als sich der Ingenieur nach einem angeregten Gespräch über Wetter, Zeitläufte, Politik und die mannigfaltigen Tücken und Glücksstände des Geschicks verabschiedete, sagte Epifanio: „Ach, bitte, wenn Sie nichts Besseres vorhaben, besuchen Sie uns einmal wieder! Ja, ich möchte Sie geradezu bitten: Besuchen Sie uns recht oft!“ Und Coralla schloß sich dieser Bitte mit einem holdseligen Lächeln an.

*

Seit jenem Tage besuchte Rutilio den Professor und Frau Coralla oft. Es kam so weit, daß man in dem Hause Scartabella ohne den Ingenieur Rutilio Benavente nicht mehr leben konnte. Worum es sich auch handelte, der Professor sagte stets: „Hören wir, was Rutilio dazu sagt!“ Und Frau Coralla fügte dann meist hinzu:

„Benavente wird es sicher für richtig halten.“ Und wenn Frau Coralla Klavier spielte, glaubte der Professor zu bemerken, daß sie seine Lieblingsstücke noch niemals mit soviel Gefühl vorgelesen hatte.

„Weißt du“, sagte er zu Rutilio, den er jetzt du nannte, „seit du bei uns aufgetaucht bist, ist eine ganz andere Atmosphäre in unserem Hause; viel frischer, viel lebhafter, weißt du...“ Und Benavente warf einen stolzen, halteren Blick auf den Professor, indes seine weiche Aristokratenhand grazios das Notenblatt umwendete und Frau Corallas Finger sich mit betontem Ausdruck in die Tasten drückten.

Benavente war Junggeselle. Er lebte, ohne eigenes Heim, bald in der, bald in jener Pension. „Wie ein Vagant“, pflegte er zu sagen. Epifanio hätte ihn gern in sein Haus genommen. Er hegte nach dem großen Beweis seiner Ehrenhaftigkeit ein tiefes Vertrauen zu ihm. Aber was würden die Leute sagen! Es ging nicht. Es ging nicht wegen seiner Frau. Wegen der Moral. Wegen des guten Rufes. Aber den guten Freund gleich bei der Hand zu haben, beabsichtigte Epifanio, ihm ein Zimmer nebenan zu mieten, das in den nächsten Tagen frei werden sollte.

Rutilio zog in das Zimmer nebenan. Ein breites Fenster ging auf die Terrasse, die halb zum Hause des Professors, halb zum Nebenhause gehörte. Eine lippige Hecke Jasmin, in grünen Holzkästen gezüchtet, trennte die beiden Teile wie ein Zaun. Der starke Duft der Blüten wehte in Rutilios Zimmer. Mond und Sterne leuchteten sanft. Es war eine wundervolle Nacht.

Bald Scartabella stand die Tür zur Terrasse offen. Coralla sah am Flügel, indes der Professor, noch über den Teller gebeugt, die Serviette um den Hals gebunden, an einem Knochent nagte. Man hatte zu Abend gegessen. Coralla kümmerte sich nicht im mindesten um ihren Mann. Sie spielte. Leidenschaftlich. Hingebungsvoll.

Da rief Rutilio von der Jasminhecke her: „Sie spielen himmlisch...!“

Und zugleich rief Epifanio: „Ah, du bist schon eingezogen? Komm doch herüber zu uns! Was tust du so allein?“ Aber ach, eines Morgens war die Jasminhecke kläglich zugerichtet! Die Zweige hingen herab, gebrochen und abgerissen, und zahllose weiße Blüten lagen am Boden.

„Was ist denn hier los?“ fragte Epifanio. „Das werden die Katzen gewesen sein“, meinte das alte Dienstmädchen.

Des Aufbaums Klage

Von Ratsäcker

Nüsse trug ich viele Jahre;
in der Schale stak der Kern.
Und man knackte diese Ware,
wenn sie auch nicht grad modern.

Andre Zeiten, andre Säfte.
Manches ging dabei perdü.
Diel gefragt sind weich'r Früchte;
man verschlingt sie sonder Müh'.

Keiner mag mehr Nüsse knacken.
Denn trotz Gurgels mit Odol
ist das Zahnwerk seiner Wackel
— nein, der ganze Kerl ist hoch!

„Die armen Blüten!“ sagte Coralla, und das Blut schoß ihr in die Wangen.

„Ach, das war nicht absichtlich!“ stammelte Epifanio, der sich für seine Katzen verantwortlich fühlte.

„Nein, das war nicht absichtlich!“ wiederholte Coralla und brach in helles Gelächter aus. Epifanio blickte sie ratlos an. „Was ist das nun wieder?“ dachte er traurig. Und tief besorgt fragte er: „Warum lachst du, Coralla?“ Sofort hörte sie auf zu lachen und sagte gereizt: „Merk dir doch endlich, daß ich nicht Coralla genannt sein will! Ich heiße Coralla. Nenne mich Lia! Oder Cora.“

„Sie ist verrückt geworden!“, dachte der Professor, und brummig antwortete er: „Das schickst sich nicht. Ich habe dich von jeher Coralla genannt und werde es auch weiterhin so halten.“

Sie ging und schloß sich in ihrem Zimmer ein. Zu Mittag klopfte der Professor vorsichtig an. Coralla öffnete und kam fröhlich wie ein Kind zu Tisch. Sie trug ein helles, tief ausgeschnittenes Kleid. An ihren Handgelenken klirrten kokette Armbänder. Sie sprach viel und über ganz belanglose Dinge. Plötzlich erklärte sie: „Weißt du, eigentlich ist Epifanio nicht der richtige Name für dich. Ich werde dich Palinestso nennen.“

„Sie hat die Namensutt“, dachte der Professor entsetzt. Und am Abend vertraute er sich Rutilio an, während Coralla wie Quecksilber im Haus hin und her lief.

*

Und dann kam das Äußerste, Letzte. Die Nachricht davon ereilte den Professor in der Wandelhalle der Universität, fast an gleicher Stelle, an der er seinerzeit den Verlust der Mappe bemerkt hatte. Ein Kollege kam auf ihn zu und rief vernügend: „Nun, Scartabella, auch wieder Junggeselle!“ Und als Epifanio das nicht verstand, sagte der Kollege:

„Was darfst du denn nicht mit auf dem Bahnhof?“ Was Epifanio noch weniger verstand. Nach vielem Hin- und Herreden bekam er schließlich heraus, daß seine Frau in Begleitung eines Herrn mit dem Romexpropp auf davon war. Immerhin hatte er noch so viel Geistesgegenwart, zu stammeln:

„Ja, richtig, ich hatte vergessen, daß sie nach Palermo wollte... Ja, in Begleitung meines Vaters... Sie kommt dieser Tage wieder zurück.“ Dann stürzte er davon, sprang auf die Tram und fuhr nach Hause.

„...oder Lia... oder Cora...“, summte ihm in den Ohren.

Zu Haus schrie er das Mädchen an: „Meine Frau? Wo ist meine Frau?“ „Ich weiß nicht. Sie sagte, sie wolle auf ein paar Tage verreisen. Aber sie hat den großen Koffer genommen...“

Er wollte zur Terrasse stürzen, Rutilio rief. Da sah er ein Schreibstück einer Briefhefte. Einen Brief vor sich liegend, Einen Abschiedsbrief. Der Brief war lang und weitschweifig. Sie sei eine unverständende Frau, schrieb Coralla. Sie sei all die Zeit gezwungen gewesen, den Staub alter Bücher einzutunzen und an der Seite eines Mannes zu leben, der selber so vertracket und verstaubt wie ein altes Buch wäre. Sie fordere ihr Recht auf Liebe, schrieb sie.

„Verwünschtes Buch!“ dachte Epifanio. „Verzeih mir, daß ich dir diesen Schmerz antue, antun muß“, schrieb Coralla weiter, „ich kann nicht anders...“ Lia.

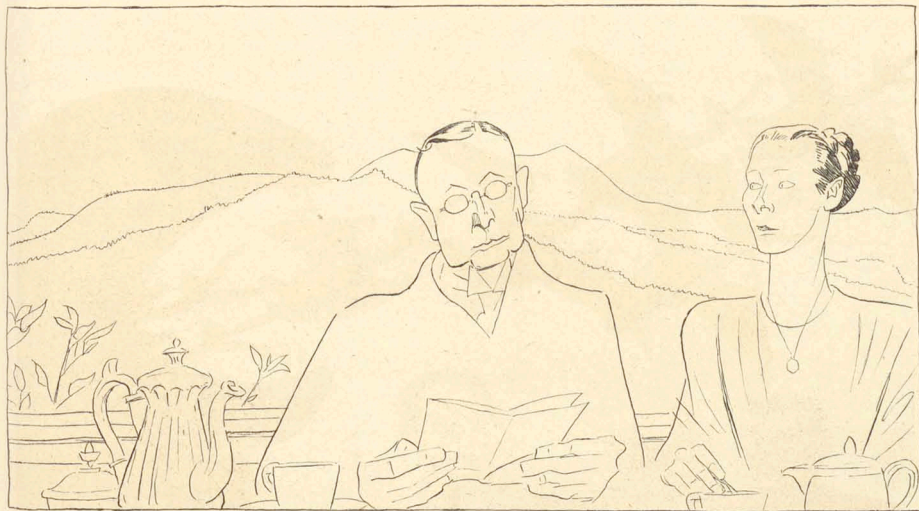
„oder Cora“, dachte Epifanio wieder. Mühselig schleppte er sich ins Eszimmer, wo das alte Mädchen für ihn gedeckt hatte. Einsam lösfelte er die kalte Suppe.

„Da ist nichts zu machen“, dachte er, als er ein wenig beruhigt war. „Da ist nichts zu machen... Abwarten... nur abwarten... Er ist ja ein ehrlicher Mensch...“ Er hat damals die Mappe zurückgegeben... Vielleicht... eines Tages... ganz unerwartet... bringt er... Coralla... zurück... Er ist ja ein ehrlicher Mensch...“

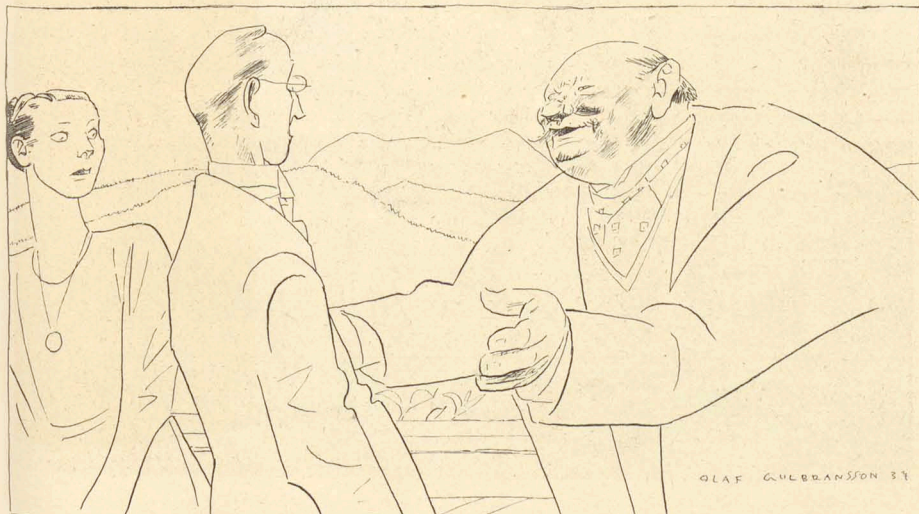
(Autorisierte Übersetzung a. d. Italienischen von Thei Weidel)

Das Kind aus seiner Klasse

(Olaf Gulbransson)

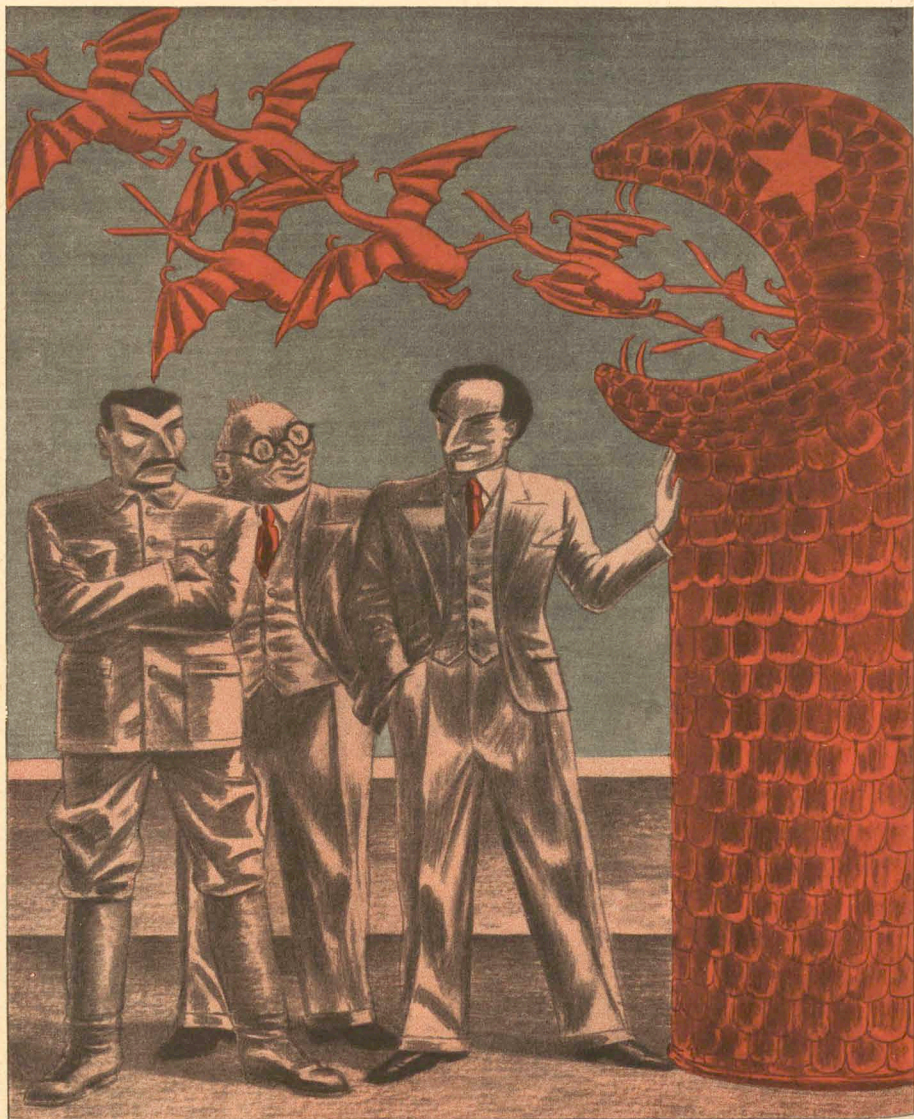


„Stell dir vor, Erika, mein Schulfreund Albert will mich besuchen, weißt du, der Albert, ein entzückendes Kerlchen, ganz zart mit blondem Schopf, mit einem Kieler Matrosenanzug und so schlank und zierlich. Der wird dir gut gefallen!“



„Hohoho, Emil, altes Roß, du hast dich aber gar nicht verändert!“

Lügendeschwader der Komintern (Erich Schilling)



„Nachdem unsere Bombengeschwader nicht die erhoffte Wirkung gehabt haben, greifen wir wieder auf unser altbewährtes Kampfmittel zurück!“